

Das Stammbuch David Krügers (1592—1598).

Von Dr. Oskar Masing.



Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde besitzt eine stattliche Anzahl von Stammbüchern aus 4 Jahrhunderten vom XVI. bis XIX. incl. Die Inschriften auf den Blättern dieser kleinen Oktavbände repräsentieren in ihrer Gesamtheit ein Material von nicht zu unterschätzendem kulturhistorischen Wert und verlangen da her nach einer zusammenfassenden und systematischen Behandlung, die ihnen bisher noch nicht zuteil geworden ist.

Wenn ich Ihnen heute nur über ein vereinzelt Stück der erwähnten Sammlung referieren will, so geschieht es in der Überzeugung, dass seine Eigenart in bezug auf Alter, Zweck und Wesen nach Inhalt und Form eine gesonderte Betrachtung gerechtfertigt erscheinen lässt.

Es ist ein kleines, dickleibiges Druckwerk, in Schweinsleder gebunden, ca. 15 cm lang und 9,5 cm breit, und enthält 433 paginierte Text-, 16 Vorwort- und 5 Nachtragseiten. Das Ganze ist mit weissen Blättern durchschossen. Der volle Titel lautet: „*Flores hesperidum. Pulcherrimae plerorumque graeciae comitorum sententiae, cum duplici earum versione Latina, tum aliis, tum praecipue literarum studiosis, qui amicis petentibus scriptum aliquod memoriae causa (ut nunc vulgo fit) relinquere cupiunt, profuturæ.*“ „Stamm oder Gesellenbuch. Mit viel schönen Sprüchen, auch allerley offnen vnd Bürgerlichen Schildten vnd Helmen. Allen Studenten, vnd sonst guten Gesellen | so entweder ihre Wapen | Reimen oder Sprüch | zur gedechtnus einander verlassen wöllen | zu dienst vnd gefallen zusammen getragen.“ MDLXXIII. Auf der Rückseite des Titelblattes ist das Wappen des Hauses Wittgenstein dargestellt.

Es folgen auf den nächsten 13 Seiten lateinische Vorreden und Geleitsprüche in gebundener Rede. Auf den eigentlichen Textseiten von 1 bis 433 finden wir lateinische und griechische klassische Sentenzen, sowie deutsche Reimsprüche, die ihrem Inhalte nach angeordnet sind. Jede Gruppe ist durch ein Stichwort zusammengehalten, also z. B. „*Amici — Freunde, Amor — Lieb, Ars — Kunst*“ etc. Wo es der Raum zulässt, in diesem Fall stets unter dem wenig umfangreichen deutschen Text auf den Seiten mit ungerader Paginierung, ist der Umriss eines Wappenschildes mit Helm und Decken gedruckt. Den Schluss bildet eine Art Epilog „*Ad candidum lectorem*“ in Hendekasyllaben, ein Stichwörterindex, das Wappen des Herausgebers Matthias

Harnisch sowie einige darauf bezügliche Sinnsprüche, die den Frankfurter Chr. Egenolph zum Verfasser haben, und ein Druckfehlerverzeichnis. Der Text der letzten Seite lautet: „Gedruckt zu Franckfurt am Mayn | bey Georg Raben | in verlegung Matthes Harnisch | Bürgers und Buchführers zu Heydelberg.“ Darunter ein Signet und die Jahreszahl 1574¹⁾.

Der Verfasser der „Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland“ hat unser Büchlein gekannt: er zitiert im II. Bande auf Seite 67 wörtlich, wenn auch nicht in vollem Umfange, eine der Eintragungen vom 13. März 1593.

In neuerer Zeit wird es von Herrn L. Arbusow sen. im Rigaschen Almanach von 1891 kurz erwähnt, doch sind dort nicht die schriftlichen Eintragungen berücksichtigt worden, sondern nur der gedruckte Text.

Das Werkchen ist offenbar für einen doppelten Zweck bestimmt gewesen: einmal stellt es, was schon der Titel andeutet und was auch Herr Arbusow in seinem zitierten Aufsatz hervorhebt, eine Art Eselsbrücke dar, eine Fundgrube von Sentenzen für solche Leute, denen gegebenenfalls kein passender Albumvers zur Hand ist. Ferner sollten nun wohl die weissen Blätter und die paginierten, sonst aber nur mit ornamentalen Linien und leeren Wappenschildern ausgestatteten Seiten als Aufnahmeort für Gedenksprüche von befreundeter Hand dienen, und im vorliegenden Fall sind sie tatsächlich dazu benutzt worden. Andre haben es ebenso gemacht. So schreibt der Leipziger Student Paul Behaim²⁾ in den 70er Jahren des XVI. Jahrhunderts an seine Mutter, es sei Brauch unter den Studenten, „gesellenbücher“ zu haben und in sie „alle gute Gesellen schreiben und ir wappen malen“ zu lassen.

Das zuletzt Genannte haben die Inskribenten unseres Stammbuchs bis auf wenige Ausnahmen unterlassen, und ihre Eintragungen sind ohne chronologische Ordnung bunt durchs Buch verstreut, doch steht der Spruch meist in Beziehung zum gedruckten Merkwort der jeweiligen Seite.

Was nun den ursprünglichen Besitzer des Buches angeht, so habe ich ihn in keinem der mir zugänglichen Quellenwerke zur Geschichte und Personenkunde erwähnt gefunden und muss

1) Hierbei mag erwähnt werden, dass sich in einem Briefe Achim v. Arnims an Goethe vom 20. Februar 1806 (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft XIV, 94 f.) folgende Stelle findet: „Ihr Sohn . . . wollte mir ein Stammblat schicken . . . es wird in ein Stamm und Gesellenbuch (Frankfurt a./M. 1536) eingefügt werden, womit ich in diesen Tagen mir an hundert alte Freunde zugeschaffen habe.“

2) Dr. W. Bruchmüller: „Der Leipziger Student 1409—1909“. Leipzig, Teubner. S. 49.

mich daher einstweilen auf die spärlichen biographischen Daten beschränken, die in seinem Album enthalten sind.

Aus den Eintragungen seiner Freunde geht hervor, dass David Krüger (oder Kröger) aus Ruppín i. d. Mark stammt; das Jahr 1592 hat er bis zum Spätsommer in Magdeburg, Hamburg und Lübeck verbracht; dann bricht er, seinem eigenen Wunsch folgend, nach Riga auf und verweilt dort die folgenden Jahre. 1597 unternimmt er eine Reise nach Bornholm und im nächsten Jahre finden wir ihn wieder in Livland. Von da ab erfahren wir nichts mehr von ihm.

Es drängt sich die Frage auf, was ihn nach Riga gelockt und welche Beschäftigung er in unserer Heimat ausgeübt hat. Im Jahre 1592 wird er von einem schlesischen Kameraden als „artium studiosus“ bezeichnet, im gleichen Jahre von einem Landsmann im engern Sinn als „liberalium disciplinarum cum primis studiosus“, ohne dass uns der Ort seines Studiums genannt wird. Welcher Art die artes oder disciplinae und sein späterer Beruf gewesen sein mögen, darauf weisen einige, leider nicht völlig deutliche Anspielungen seiner Freunde hin: Paul Linnemann in Hamburg fragt in einem selbstverfassten Carmen seinen Intimus Krüger: „quo contendis iter, dulcissime David?“ Die Antwort lautet: „quaeram cum musis arva aliena meis.“ Und weiter: „tristi cur tempore tristem | Deseris Hamburgis.“ David erwidert: „Blanda Thalia jubet.“ Darauf gibt ihm Paulus den Reisesegen: „I pede felicioque scholam pete sidere fausto | Quem Clio dulces jussit obire vices.“ Die Thalia darf wohl nicht im heute üblichen Sinne gedeutet werden: stehende Bühnen gibt's in jener Zeit nicht, die umherziehenden Truppen der englischen Komödianten entfalten ihre Wirksamkeit erst seit dem Jahre 92, und deutsche Mitglieder werden erst viel später von ihnen hinzukooptiert. Es ist also wohl eher an die Grazie Thalia zu denken, und überdies strebt ja Krüger nach einer „schola“. Im Jahre 1593 trägt Thom. Montanus ein lateinisches Gedicht ins Stammbuch ein, in dem das Wort „Musica“ eine bedeutsame Rolle spielt, und aus demselben Jahre stammt ein rebusartiger Spruch, dessen Sinn nur einem Notenkundigen klarwerden kann. So liegt nun die Vermutung nah, dass Krüger sein musikalisches Talent im Dienst einer Schule seiner neuen Heimat hat verwerten wollen, als Kantor etwa. Ob ihm die Ausführung seines Planes geglückt ist? Schweder führt in seiner Geschichte der alten Domschule den Namen Krüger unter den Kantoren und Lehrern der Anstalt am Jahrhundertende nicht an; es bliebe vielleicht noch die Petersschule (später Moritzschule), über die von 1477 bis 1650 alle Nachrichten fehlen. Einstweilen hüllt sich jedenfalls der grössere Teil der Lebensschicksale unseres jungen Studiosus in ein undurchdringliches Dunkel. Die Gönner, Freunde und sonstigen Bekannten Krügers sind,

nach Inhalt und Form der 41 Eintragungen zu urteilen, gebildete Leute gewesen, in ihrer Mehrzahl Literaten. An der Spitze der reichsdeutschen Inskribenten marschieren 2 ansehnliche Männer: der Hamburger Patrizier Peter von Spreckelsen, der im Jahre 1630 als Senator gestorben ist, und der spätere Dr. juris Johann Rentzel, 1631 in Leipzig gestorben. Über die übrigen Glieder dieser Gruppe liess sich nichts ermitteln.

In unserer Heimat hat David Krüger bald gesellschaftlichen Anschluss und, wie es scheint, auch Sympathie gefunden. Die vielen lobenden Epitheta, wie „optima pietate, polita eruditione, humanitate ac omni virtutum genere praestantissimus“, wollen freilich an sich nicht viel besagen: rühmende Ausdrücke dieser Art haben in Stammbüchern aus alter Zeit annähernd denselben Urtheilswert, wie die konventionelle Formel „juvenis ornatissimus“ in den Universitätsmatrikeln. Immerhin, eine gewisse über das übliche Mass sich erhebende Wärme strahlt aus manchem Sprüchlein und mancher Widmung.

Unter unsern im Stammbuch vertretenen eingeborenen und Adoptivlandsleuten begegnen uns hier und da Persönlichkeiten von Gewicht, so der Domschulkantor Johannes Nobius, der frühere Lehrer an derselben Anstalt Daniel Spill aus Preussen — hier schon als „Iudimoderator Mitaviensis in oris Sempalliae“ verzeichnet —, der Professor der Mathematik und Kosmographie Gregorius Jordanus, Bernhard Masman aus Wismar in Mecklenburg „Illmi Dni Epi Livoniae iudicialium actorum notarius“ —, endlich der Pastor zu Sissegal Sylvester Tegetmeier, ein Grosssohn des Reformators; daneben noch viele Unbekannte. Auf der Reise nach Bornholm freundet sich Krüger mit dem Kapitän an, der ihm auf hoher See „twisken Jasmunde und Bornholm“ das nicht ganz kunstlose Bild eines stattlich aufgetakelten Dreimasters in eins der leeren Wappenschilder zeichnet, und aus Bornholm selbst stammt ein Verslein, als dessen Schreiber sich ein Landsmann aus Mittenwalde namens Georg Tilicanus erweist.

Wie es sich für humanistisch gebildete Männer und Jünglinge jener Zeit beinahe von selbst versteht, sind die meisten Inskriptionen in lateinischer Sprache abgefasst; auch griechische und hebräische Floskeln kommen vor, und ein Österreicher Georg Chr. Fernberg hat sogar einen Spruch in spanischer und einen Zweizeiler in ungarischer Sprache beigesteuert. Den nicht zahlreichen Rest bilden deutsche Eintragungen.

Um beim Latein zu bleiben, so findet sich neben Zitaten aus bekannten klassischen und nachklassischen Autoren auch der eine und andere ad hoc verfasste Vers. So hat beispielsweise der schon genannte Paul Linnemann einen Dialog in elegischem Versmass gedichtet, in diesem Fall wirklich eine kleine Elegie auch der Stimmung nach, Joh. Nobius eine elegante sapphische

Odenstrophe, und der Schlesier Valentin Metzick variiert den deutschen vorgedruckten Vers: „Wer Freunde sey recht ohne spot | Erkennen wirst du in der Not“ recht geschickt in folgender Weise: „Quis sit, vir sapiens tibi dicit, verus amicus, | Rebus in angustis hunc bene nosse potes.“ Die Eleganz der Ausdrucksweise artet manchmal zur Spielerei und Spitzfindigkeit aus: ein in der Folgezeit sehr beliebtes Kunstmittel besteht darin, dass die Anfangsbuchstaben der aufeinanderfolgenden Wörter in einer Devise (oder Symbolum, wie der technische Ausdruck lautet) ihrerseits ein bedeutungsvolles Wort bilden. „Mea unica spes in Christo. Amen“ schreibt Thom. Montanus aus Duderstadt: die Initialen ergeben das Wort „Musica“. Im Symbolum „Misericordia Salvatoris Beaur Tandem“ entsprechen den ersten Lauten dieser Worte, freilich in geänderter Reihenfolge, die Anfangsbuchstaben von Name und Herkunftsbezeichnung des Schreibers, Martinus Buchnerus Sommerdanus Thuringus. Einen förmlichen Rebus leistet sich Konrad Oldendorp aus Kötten: erst das Wort „Virtus“, dann ein Stückchen Notensystem mit der Tonfolge c, g, e, nach älterer Bezeichnungsweise „ut, sol, mi“, endlich die Silbe „cat“. Das Ganze heisst also: „Virtus ut sol micat.“

Dem Inhalt nach handelt es sich in der Mehrzahl der Fälle um Lehren hoher Weisheit und Tugend, die mit gravitäischem Ernst vorgetragen werden; nur selten wird ein lustigerer Ton angeschlagen. Als Mann von gutem Humor erscheint der gelehrte Mathematiker und Kosmograph Gregorius Jordanus, der ein Wesensverwandter der trinkfesten Erfurter Professoren und Poeten gewesen sein mag. Sein äusserlich ganz ehrbar anmutendes Sprüchlein lautet: „Sibilla.

Artus est hominis, qui constat sex elementis,

Cui p si adideris, s in m mutare bene scis,

Hoc erit aes nostrum constans lapis philosophorum.“

Die Worte, auf die es ankommt, sind „oculus“ und „poculum“.

Von besonderem Interesse sind die dünn gesäeten deutschen Eintragungen. Eins ist ihnen allen gemeinsam: eine gewisse Schlichtheit, Treuherzigkeit und Frische, die von dem Prunk und Pathos der Humanistenpoesie wohltuend absticht. Frommes, Zartes und Derbes findet sich nebeneinander. Auf dem weissen Blatt nach pag. 60 steht folgendes anspruchloses Verspaar: „David Hardmarck bin ich genannt, Mein gelück steit in gottes Hanndt“, und darunter: „Christus ist mein Leben, Sterben Mein gewinn“. Das Reimsprüchlein mag am Ende des XVI. Jahrhunderts ein bequemer und beliebter Albumvers gewesen sein, er findet sich z. B. auch im Stammbuch des Christopher von Sacken (1577—1618), das Frhr. Alex. v. Rahden im kurl. Jahrb. für Genealogie 1893 beschreibt.

Ein priamelartiges Gedichtchen hat der Magdeburger Georg Becker „dem Erhaftten Junggesellen D. K. zum Gedechnis geschrieben“:

„Viell geiagt nichts gefangen
 Viell gelesen nichts verstanden
 Viell gehört nichts gemerckt
 Seint Eitell vnnütze werck.

Recht anmutig und herzlich klingt der Glücks- und Segenswunsch des Augustinus Kramer aus Berlin:

(Mein guter freund vnd landsman)

Ich wolte euch wol wünschen was
 Auss rechter liebe nicht aus Hass.
 Ich wünsche euch ein hauss voll goldt
 Euch darein Vnd nimmer draus;
 Ich wünsche euch von Sammet ein bette,
 Von seiden scharlacken ein Decke,
 Von Zimmenrinden ein kemmerlein,
 Von Lielien ein feins fensterlein,
 Von Muscatenblumen ein thür,
 Von Neglichen ein riegel dafür,
 Von grünen kloch ein Vmbhanck
 Das da ist schon, breit, weit vnd langk
 Vnd das niemand komme darein
 Dan ihr mit eines feins Jungfrewlein
 Das wünsche ich euch zu Jeder stund
 Gott gebe es geschehe aus herten grundt.
 Die lieben Engeln wolln euch beware
 Das euch kein boses mag widfaren
 Das ihr moget frisch und gesund
 Dis zukunfftige Jahr bringen mit gdult.
 Das wolte euch godt geben
 Ein langes frisches gesundes leben
 In diesem leben hier zeitlich
 Und in Jennem leben die seligkeit. Amen.

Störend wirkt hier nur die unfreiwillige Reimunterdrückung an 2 Stellen; es ist natürlich zu konjizieren:

Ich wünsche euch von Gold ein Haus,
 Euch darein und nimmer draus;

und am Schluss:

In diesem Leben hier zeitlich
 Und in jenem Leben ewiglich.

Das Wort „kloch“ hat mir viel Kopfschmerzen gemacht. Prof. Wilh. Uhl aus Königsberg, den ich um Rat gefragt habe, meint, es sei hier ans engl. „cloth“ zu denken, also an eine Art Tuch. Dieser Erklärungsversuch ist aus mehr als einem Grunde

abzulehnen. Herrn Stadtbibliothekar N. Busch bin ich für eine weit passendere Deutung zu Dank verpflichtet: die nd. Parallelform „roch“ zu „Rock“ ist belegt, somit wäre „kloch“ = „Glocke“. Mit „Glocke“ wird in jener Zeit auch ein weites, glockenförmiges Gewand bezeichnet.

Wörtliche Übereinstimmungen mit dem vorstehenden Gedicht weisen 2 gereimte Episteln aus Franken auf, die in „Des Knaben Wunderhorn“ stehen. Da heisst es im I. Stück:

„So wünsch ich dir ein güldnes Schlafkämmerlein
 Von Krystall ein Fensterlein,
 Von Sammet ein Bett, von Zimmt eine Tür,
 Von Nägelein ein Riegel dafür,
 Von Muskaten eine Schwell
 Und mich zu deinem Schlafgesell“;

und im II. Stück:

„Ich wünsche meiner Herzliebsten ein Haus,
 Mich zu ihr immer ein und aus,
 Von Krystallen eine Tür,
 Und von Nägelein einen Riegel dafür,
 Von Sammet und Seiden ein Bett,
 Das ist ihr zarter Leib wohl wert.“

Einige Reihen vorher hiess es: „Grüsse sie durch grasgrünen Klee, Nach ihr tut mir mein Herz so weh.“ Vielleicht ist das rätselhafte „grüne kloch“ nur ein Schreib- und Lesefehler des Aug. Kramer für „grünen Klee“?

Das hübsche Motiv der Vertauschung von Stücken des Hausrats und der Kleidung mit erwünschten Dingen aus einem andern Stoffgebiet hat noch in späterer Zeit, so in Mörikes entzückendem Gedicht: „Der Tambour“, Verwendung gefunden.

Endlich eine Probe vom derberen Typus deutschen Volkshumors. Es gibt in zahlreichen Varianten ein altes Dialoglied folgenden Inhalts: Ein junger Mann — in der Regel wird er als Schreiber bezeichnet — legt einem Mädchen höchst verzwickte Rätselfragen vor und verheisst ihr, ein männlicher Turandot, als Lohn für die richtige Lösung seine eigene wertvolle Persönlichkeit. Zu seinem Erstaunen beantwortet aber seine schlagfertige Partnerin jede Frage ohne Zaudern, und als er am Ende beschämt gestehen muss, sein Vorrat sei erschöpft, da höhnt sie ihn weidlich und entlässt ihn mit einem stattlichen Korb.

Ein solches Lied konnte natürlich im Bedarfsfalle um beliebige viele Strophen verlängert oder verkürzt werden. Für ein isoliertes Bruchstück dieser Art halte ich die Strophe, die Martinus Michaelis aus Trebbin dem Besitzer des Stammbuches widmet. Der neugierige Jüngling wirft hier das alte Problem auf, ob die Liebe als ernsthafter Zustand zu behandeln oder leicht zu nehmen sei; mit den Worten des Originals: „Ach Jungfraw ich wolt

wissen also gern Ob die Bulschafft schimpf oder ernst wehr(e)?"

Die resolute Jungfrau löst das Rätsel überraschend schnell und einfach: „Gut Gesell das sag ich euch mit glimpf | Unden ist es ernst und oben schimpf.“

Damit nehmen wir von David Krüger und seinen Gesellen Abschied.

Habent sua fata libelli: nach rund 100 Jahren wird das alte Stammbuch von einem neuen Eigentümer benutzt, und zwar nicht sehr pietätvoll, als Notizbuch und Diarium. Seinen Namen hat der Erbe mehrfach ins Buch geschrieben: so steht auf dem weissen Blatt zwischen pag. 216 und 217 der Spruch: „glück und Heill wolstu mir geben und zulezt schencken dass ewig leben.“ Darunter: „dieses hatt Johann Albertiss seinen Helm zu ehrn Aufgesetzt in Jarr 1685 den 5 juni in Riga.“ Auf der Seite daneben ist sauber und nicht ohne Kunstfertigkeit mit der Feder ein Wappen entworfen, wobei der vorgedruckte Umriss benutzt worden ist. Der Schild ist geviertet: 1) ein zackiger Stern, 2) ein nach rechts springender weiblicher Kentaur, der nach links einen Pfeil abschießt, 3) eine 5 blättrige Rose, 4) ein Ochsenkopf. Die Helmfigur wird durch den Oberleib eines nach links springenden Einhorn gebildet.

Über die Persönlichkeit des neuen Besitzers, dessen Name übrigens auch in der Form Johann Albrecht vorkommt, habe ich anderweitig nichts ermitteln können, und auch die Eintragungen von seiner Hand geben keine sicheren Aufschlüsse; es lässt sich höchstens vermuten, dass er im Haupt- oder Nebenberuf Landwirt gewesen ist, denn er hat eine Menge Anweisungen und Rezepte zusammengetragen, die nur einem Agronomen interessant und nützlich gewesen sein können, und ferner, dass er mit den Lebensverhältnissen der Kirchen- und Schulherren in Riga halbwegs vertraut gewesen sein muss: auf Seite 157 steht der gedruckte Spruch: „Hat dir der Herr viel Gelt beschert | Denck, dass ein theil den Armen ghört.“ Darunter hat Johann Albrecht die bissige Bemerkung gesetzt: „Ein theil von M. Breverius Sein geld könnte noch manchen armen Sein noht stillen.“ Gemeint ist ohne Zweifel der Superintendent und Professor Mag. Johann Brever (1616—1700); der Vorwurf in Albrechts Notiz ist aber sicherlich als ungerecht zurückzuweisen, denn M. Breverus hat u. a. die Professur der Theologie an der Domschule 20 Jahre lang ohne Besoldung innegehabt und ist also wohl über den Verdacht selbstsüchtigen Geldscharrens erhaben.

Die Eintragungen von der Hand Albrechts lassen sich, was ihren Inhalt betrifft, in mehrere scharf gesonderte Gruppen gliedern. Zunächst fällt die Menge der kürzeren und längeren erbaulichen Betrachtungen, der frommen Sprüche und Lieder ins Auge, die möglicherweise den Inhaber des Buches zum Verfasser haben. Beliebte Themen sind die Bitten ums tägliche

Brot und um Weisheit und Verstand; ein Gebet „umb Segen des berufs“ ist leider so allgemein gehalten, dass sich ihm kein Hinweis auf einen bestimmten Beruf entnehmen lässt. Dazu kommen Bitten um Hilfe aus Bedrängnissen aller Art, darunter eine „umb trost unnd erquickung für melancholey und schwehrmuth“, und Danksagungen für genossene Wohltaten. In formaler Beziehung lassen die meisten dieser Produkte viel zu wünschen übrig; soweit sie in gebundener Rede abgefasst sind, stört der holperige Rhythmus, und der Stil ist fast durchweg entweder pedantisch-konventionell, oder unbeholfen und plump; nicht selten finden sich unverarbeitet herübergenommene Reminiszenzen aus besseren Kirchenliedern der Zeit. Ein Beispiel für viele:

Gib heillige Gedancken

Gib gutte Werck vnd Worth
von dir lass mich nicht wancken
hilff mich Herr zeitlich vnd dorth
ins Himmels orth. Amen.

Lass dein weissheit wissen
mich stetes geniessen
Lass dein weises wissen
in mein Hertz vnd Sinnen fliesen
Lass dein Erkenntnis gründen
mein Erkenntnis finden
lass verstanth vnd kräfte
In mein Reden vnd geschäfte
mir stets reichlich haben
Gib mir diese Gaben. etc.

Eigenartig ist ein vielstrophiges Lied, das die Bitte um gute Ernte enthält und von den Ergüssen der oben geschilderten Art vorteilhaft absticht; wahrscheinlich ist es aus einem Gesangbuche abgeschrieben worden.

Zu den erbaulichen Betrachtungen gesellen sich die nützlichen, die zusammen mit fingierten Briefen an ungenannte Freunde und Schützlinge eine Gruppe für sich bilden. Aus ihnen klingt der preziöse, weltmännisch gefärbte Modeton der Zeit wider: vielleicht sind es Exzerpte aus Musterbriefstellern oder aus den damals so beliebten sogenannten „politischen“ und Aventurierromanen. Für die Denk- und Anschauungsweise des XVII. Jahrhunderts sind sie aufschlussreich und bezeichnend genug. Ein Kondolenzbrief beginnt mit den Worten: Monsieur sehr verehrter freundt dessen geehrtes ist mir wohl Insinuirt und den Inhalt mit grossen Kummer Schmetzen und Wehklagen durch gesehen. Ach was vor Herzeleid, Ach was vor Jammer“ etc. Wie man sieht, reichen also die Wurzeln unseres heutigen barbarischen Geschäftsstils bis ins XVII. Jahrhundert hinab. An einer anderen Stelle heisst es: „Der geschicklich ist, der wirdt von allen Menschen

gelitten hingegen wan einer noch so gelehrt werre vnd kan sich bey die Leite nicht wohl acomitirn der wirdt nicht gross estimiret und geacht.“ Eine der kleinen Abhandlungen ist überschrieben: „wer einen sauffenden zur freundschaft hat“, eine andere: „von getreuer Schuz Rede“, „von anmutigen gesprech“ etc. Originell ist ein Traktat, „von faulenz“ betitelt. Darin finde ich die anmutige Wendung: „Nun ist es, lieber N: euer angewonter vnd nicht natürliche fehler ds ihr die beste frühe stunde zum studieren ohne leibess schwachheit darnieder lieget vnd lieber die kleine ganzfeder undter dem Rücken alls dero gross Posen in die handt habet“ etc.

Von grossem kulturhistorischem Interesse sind die vielen praktischen Winke und Ratschläge, die für den Haushalt und die Wirtschaft auf dem Lande berechnet sind. Zwei richtige Beschwörungsformeln gegen Krankheit von Vieh und Menschen mögen den Reigen eröffnen. Auf dem weissen Blatt nach Seite 72 (unter dem Stichwort „calamitas“!) heisst es: „mara mara mara gleno lena lenoleinax stockmyein esteino in lena leina Job tran sion taruba torubantis. wen ein pferdt von maar gedrückt wirdt diese worte auf ein zettel ober den halss in den kam binden.“ Die Gebrauchsweise dieses wüsten Hexeneinmaleins ist klar, nicht aber sein Sinn. Einzelnes kann immerhin vielleicht gedeutet werden. Die Anrede „mar-â“ ist wohl nur eine Zusammensetzung des Wortes „mar“ (d. h. Geist des Alpdruckes) mit der Interjektion â (d. h. etwa „he!“), wie etwa mhd. wâfenâ = „auf, zu den Waffen!“ Die Zwillingsformel „Stock und Stein“ ist noch deutlich erkennbar, ebenso der Name Job (= Hiob), der schon im ahd. Prüler Wurmseggen eine Rolle spielt. Die übrigen unverständlichen und abenteuerlichen Worte sind vielleicht Entstellungen von Bruchstücken lateinischer Kirchengebete. Charakteristisch ist die Variation eines Stammwortes, wie „taruba torubantis“. Im Werke von Hovorka und Kronfeld (vgl. „Volksmedizin“) findet sich (II, 846) eine Zauberformel, bestehend aus den Worten: „Jab Crason Crapson Corpanisis Cornobion Jak.“

Ein 4taktiger Rhythmus stellt sich beim Hersagen unseres Bannspruches von selbst ein, und gewisse Reimklänge sind unverkennbar. Sicher haben wir es hier mit sehr altem Kultur- und Sprachgut zu tun. Unter den ahd. Zaubersprüchen bezieht sich der sogen. Züricher Spruch „contra rehin“ (= gegen Steifheit) auch auf den Mahr; er lautet: „Marh, phar! nieni tar munt was marh was, war come du do? var in diniu kipirgi, in dine mari sêwe. daz dir ze buoze.“ Vielleicht enthielt Johann Albrechts Formel ursprünglich auch die Aufforderung, der böse Kobold möge ins Weite fahren, über Stock und Stein. Ein sogen. Gichtzettel aus neuerer Zeit, dessen Inhalt bei Hovorna und Kronfeld (II, 277) zitiert wird, lautet u. a. „Vergicht sind 72, die treib

den N. N. in wilden Wald aus . . . Treibens über Stock und Stein, da grad soll er ewig bleiben.“

Der andere Beschwörungsspruch in Albrechts Stammbuch heisst: „Wan ein Kindt eilig benomen. Mit der Zungen drey-mal bestreichen in den streichen soll man sagen drey bössen haben dier gegeben drey guten haben dich genommen in Nahmen des Vatters, des Sohnes und dess heiligen Geistes und ein Vater unsser vor ds rechte Ohr gebethet.“ Bei Hovorna findet sich eine interessante Parallelstelle (II, 708): ein Gebet gegen das sogen. „Verschreien“: „3 falsche Zungen haben dich geschossen, 3 heilige Zungen haben für dich gesprochen; die erste ist Gott der Vater, die andere ist Gott der Sohn“ etc. Also wird Albrechts Spruch wohl den Sinn haben: „3 böse Zungen, d. h. die Zungen dreier höser Geister, haben dir die Krankheit durch ihr „Besprechen“ gegeben, 3 gute Gottheiten, d. h. Vater, Sohn und heiliger Geist, haben sie dir weggenommen.“ Der vorhin zitierte ahd. Züricher Spruch enthält übrigens auch die Anweisung: „Primo dic pater noster in dextram aurem.“ Was „eilig benommen“ heisst, ist nicht völlig klar; möglich, dass damit „plötzliches Benommensein“ gemeint ist, also Schwindel oder dergl.

Im „Tell“ heisst es: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“ Bei den schlechten Verkehrswegen unserer Heimat im XVII. Jahrhundert musste das Rezept und einiges primitive Material im Hause den Arzt, Apotheker, Drogisten, Bierbrauer u. s. w. ersparen helfen, und so erfahren wir aus Johann Albrechts Notizen, wie man Leibeschäden aller Art behandeln, wie man Met wüzen und Bier vor dem Verschalen hüten kann, ohne sich in grosse Unkosten zu stürzen; wir finden eine Anweisung, „ein gut black“ i. e. Tinte aus Galläpfeln, Vitriol, Gummi, Kochsalz und „Altbier“ zu brauen, und eine andre, aus „Präsilgen“ (Fernambukholz) und Essig eine Farbe zu bereiten, die zum Schreiben benutzbar ist, — gerade so, wie Albrechts Zeitgenosse Simplissimus auf seiner wüsten Insel aus Zitronensaft und „Präsilgen“ eine Art Tinte macht. Offenbar für die weiblichen Hausgenossen Albrechts war ein Mittel bestimmt, den Teint weiss und zart zu machen, und zwar durch fleissiges Waschen des Gesichts mit einer Mischung aus Rheinwein und Zitronensaft. Alle möglichen verschollenen volkstümlichen Medikamente werden empfohlen, vor allem viele Heilkräuter, wie Dorant (Antirrhinum maius, Löwenmaul), Kreuzraute, roter Knoblauch — diese drei auch als Mittel gegen Bezauberung des Viehes —, Cardobenediktenkraut, Liebstock, Dill etc. Unter den Mitteln gibt's nicht unbedenkliche, wie Kransaugen (nux vomica), gelegentlich auch recht unappetitliche, wie „gedorte Katzenhoden“ gegen eine Kinderkrankheit, und zwar innerlich (in Warmbier)!

Den Rest der Notizen bilden Rechnungen (wobei erwähnt werden mag, dass neben Sensen, Nägeln, Getreide auch „Toback“ schon eine grosse Rolle spielt), arithmetische Exempel aus dem Gebiet der 4 Spezies in ganzen und Bruchzahlen, endlich Federproben und Kritzeleien aller Art.

Eine restlose Verarbeitung des umfangreichen handschriftlichen Materials ist schon aus dem Grunde nicht möglich gewesen, weil viele flüchtig mit Tinte oder gar Rötel hingeworfene Notizen ganz oder teilweise unleserlich sind.